

Isabella Dziuba

Studium und Milchkafee

In diesem Wintersemester – habe ich den Milchkafee für mich entdeckt, obwohl ich normalerweise kein Kaffeetrinker bin. Aber gehört es nicht zum Studenten dazu? Bin ich eine typische Studentin? Eher nicht, aber den Milchkafee nehme ich trotzdem. Wie geht es mir sonst? Am ersten Tag dieses Semesters, als ich die Unigebäude wiedersah, wurde mir bewusst, dass ich schon drei Jahre hier verbracht habe, also sechs ganze Semester, und dass ich schon mehr als die Hälfte meines Studiums hinter mir habe – o.k. in NDL nicht, aber in meinem Hauptfach. Ich habe etwas Angst und mache mir Gedanken, wie es nach der Uni weitergehen wird oder ob ich ein Zusatzstudium machen soll. Was will ich wirklich? Will ich jetzt schon erwachsen werden?

Schreibversuche

Der spontane Versuch in der ersten Sitzung einen Bekenntnistext zu verfassen hat mir gefallen, weil es etwas Anderes, Ungewohntes war. Doch allmählich merke ich, dass es gar nicht so einfach ist weitere Texte zu schreiben. Denn nun denke ich ständig nach, was ich schreiben soll, ob es den Anforderungen entspricht, ob es gut ist oder ob ich es lieber lassen soll. Das Spontane, Unverbindliche war viel leichter. Ich habe einfach darauf losgeschrieben, ohne viel Zeit zu haben um nachzudenken, was ich sagen will. Nun „beginne [ich] ein Unternehmen, das ohne Beispiel ist“.¹ Mich reizt der Gedanke daran, dass meine „Bekenntnisse“ in einem Band zusammengefasst werden und diese vielleicht sogar veröffentlicht werden. Denn jeder, der schreibt, wünscht sich insgeheim eine Publikation, denke ich.

Mir ist es nicht so wichtig, dass Andere wissen, dass ich schreibe. Ich schreibe in erster Linie für mich und ehrlich gesagt, wäre es nicht cool im Regal einen Band stehen zu haben, worin einem ganz alleine ein paar Seiten gehören? Ich glaube, dass ich mir in meiner Aussage etwas widersprochen habe. Sicherlich schreibe ich primär für mich, aber gegen eine Leserschaft habe ich natürlich nichts. Also, lieber Leser, nur zu, vielleicht findest Du etwas Brauchbares für Dich, was deinen Geist erheitern wird.

¹ Jean-Jacques Rousseau: Die Bekenntnisse. Die Träumereien des einsamen Spaziergängers. Düsseldorf²1996, S. 9.

Ich entdeckte das Schreiben für mich in der dritten Klasse einer gewissen Grundschule in B. Meine Hausaufgabe war es, eine Kurzgeschichte zu verfassen zu einem Thema meiner Wahl. Ich entschied mich für die Gattung „Fantasy“. „So hört, ihr neugierigen Leser der großen Geschichte“² von den Außerirdischen, die auf die Erde kamen.

Eines schönen Sommerabends saß ich vor dem Haus und genoss die leichte Brise des Windes. Plötzlich erschien am Himmel eine merkwürdige eckige Form, die immer schneller auf mich zukam. Im ersten Moment erschrak ich, doch meine Neugier war größer, ich musste hinschauen. Der mir fremde Gegenstand kam direkt vor meinen Füßen zum Stehen, denn er war nicht größer als ein Schuhkarton. Neugierig wie ich bin, beugte ich mich in seine Richtung, spitzte mein rechtes Ohr und horchte. Es rasselte im Karton! Plötzlich sah ich, wie sich das Dach hob und seltsame kleine Gestalten mein Bein hinaufkletterten. Es war ein kleines Volk, den Lemmingen ähnlich. Ich streckte meinen Arm aus, und sie stellten sich in einer Reihe darauf auf, fast wie beim Militär. Doch meine Verwunderung wurde größer, als einer von ihnen aus dem Glied trat und mich ansprach. Er fragte mich, wo wir uns befänden, und nachdem ich ihnen die Auskunft erteilt hatte, schauten sie sich gegenseitig traurig an, stiegen meinen Körper entlang hinunter zurück in ihr Fahrzeug und rauschten davon.

Nachdem ich diese Geschichte in der Klasse vorgetragen hatte, war meine Lehrerin, eine gewisse Frau S., so begeistert, dass ich mir eine beträchtliche Portion Lob und natürlich ein „sehr gut“ abholte. Für den heutigen Leser ist der Inhalt dieser Erzählung wahrscheinlich nur langweilig, denn in den letzten Jahren wurde das Thema „außerirdisches Leben“ immer und immer wieder in den Medien vorgestellt. Doch für mich, für das kleine Mädchen von zehn Jahren, und für meine Lehrerin war diese Thematik damals etwas Neues, noch nie da Gewesenes – eben Fantasie. So entdeckte ich die Liebe zum Schreiben.

Meine weiteren Schuljahre verliefen ganz ordentlich. Ich habe ab und zu kleine Geschichten geschrieben und habe sogar in meinem kindlichen Ergeiz irgendwann beschlossen Schriftstellerin zu werden. Aber dann kam die Pubertät, meine Interessen änderten sich, und das Schreiben rückte in den Hintergrund. Doch neben Freundinnen, Jungs und den Problemen, die 13jährige so haben, spielte ab nun das Lesen eine große Rolle in meinem noch jungen Leben. Ich habe wohl alle Jugendtaschenbücher verschlungen, die unsere Stadtbücherei zu bieten hatte. Ich interessierte mich für Drogenprobleme, Sekten, natürlich Liebe, Konflikte mit Erwachsenen und so weiter. Doch irgendwann waren auch diese Bücher ausgelesen, und ich wandte mich wieder anderen Interessen zu.

Das Schreiben zog mich wieder in seinen Bann, als ich in der 8. oder 9. Klasse eines gewissen IKG's in D. die verschiedenen Erzähltypen im Deutschunterricht behandelt habe. Nachdem wir

² Ebd. S. 26.

die Theorie abgeschlossen hatten, folgte der praktische Teil. Jeder musste das erworbene Wissen in einer selbstgeschriebenen Kurzgeschichte zum Besten geben. Da ich noch im Besitz dieser Unterlagen bin, – denn man weiß nie, ob sie noch irgendwann von Nutzen sein könnten – „füge [ich] daher ein solches Märchen bei“.³

Kurz darauf tauchen sie in der Menschenmenge unter

Tina steht an der U-Bahnstation „Stadthaus“, gerade ist die U-Bahn in Richtung Hauptbahnhof abgefahren, mit der sie hätte fahren müssen. Zwei Minuten zu spät, die Bahn ist weg. Es ist fast drei Uhr, und sie hätte schon längst am Hauptbahnhof sein sollen, wo sie sich mit ihrer Freundin treffen will. Gott sei Dank, dass die nächste U-Bahn schon da ist. Obwohl sie sich nur ein wenig verspäten wird, wird Anika wieder einen Aufstand machen, als ob sie überhaupt nicht gekommen wäre. Wenn es um Pünktlichkeit geht, übertreibt sie immer maßlos. Das findet Tina an ihr so nervend, aber ansonsten ist sie eine prima Freundin. „Hauptbahnhof“, sagt der Fahrer. Sobald die Tür offen ist, läuft sie die Treppe hoch. Schnell, schneller, geschafft. Sie steht oben. Anika ist nirgendwo zu sehen.

Es ist fünf nach drei: War sie schon gegangen oder war sie noch gar nicht gekommen? Tina stellt sich ein bisschen abseits, aber so, dass sie die Treppe überschauen kann, über die ihre Freundin kommen wird. Ihr Blick wandert durch die große menschenüberfüllte Halle. Eine breite, steile Treppe führt zu den Bahnen, die Wände schmutzig, grau, abstoßend.

Nein, stopp! Doch nicht. Das Graffiti an der Wand sieht toll aus. Warm, freundlich, verrückt. Dass man für so etwas bestraft wird! An den Wänden stehen Mülleimer. Klein, orange, überfüllt. Dass sie während der Weihnachtszeit nicht geleert werden können! – Komisch.

Eine lange Schlange von Menschen. Was da wohl ist? – Sie stehen vor einem Telefonapparat. Mit einem Mal kommt eine große Menge Leute die Treppe herauf. Sie sieht Gesichter, die sie abschrecken. Leblos wie Roboter und ohne Ausstrahlung. Die Gesichter sind irgendwie alle gleich, zusammengepresste Lippen, Augen, die nur geradeaus schauen, kein Lächeln. Viele Gesichter wirken müde, überarbeitet. Der Blick der Leute, was sagt er? Sie kommt nur auf ein paar Ideen, die sehr negativ sind. Sie sieht Müdigkeit und Gleichgültigkeit. Das Gefühl, dass sie ins Leere schaut, wenn sie die Menschen ansieht, lässt sie nicht los.

„Hast du mal'n paar Groschen?“ Eine fremde Stimme spricht sie an. Sie sieht dem Fixer direkt in die Augen. Sie sind blau, aber verschwommen und klein. Sie sagt leise: „Nein“, er guckt sie traurig an, aber geht weiter. Was bildet der sich ein, arbeiten soll er und nicht Schüler um Geld bitten! Mit unserem Taschengeld sind wir sowieso schlecht dran. Sie sieht dem Fixer nach. Er spricht mindestens fünf Personen an, aber sie schütteln nur den Kopf. Plötzlich sieht sie einen Mann, der sowohl gut aussehend als auch gut gekleidet ist. Aktentasche, Krawatte, Schirm. Der Fixer geht auf ihn zu. Der? Der gibt Dir doch kein Geld, er wird nicht mal stehen bleiben. Es lohnt sich überhaupt nicht ihn anzusprechen. Doch ihre Verwunderung wird groß, als er stehen bleibt. Erst jetzt sieht sie die Kleidung des Fixers. Stiefel, zerrissene Jeans, ein dreckiger Wollpullover. Seine Haare sind farbenbunt, lang, schmutzig, zusammengeklebt. Ihr Blick wandert durch sein Gesicht, seine Augen strahlen jetzt. Der Mann zieht seine Brieftasche heraus, lang-

³ Johann Wolfgang Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Bd. IX, Textkritisch durchgesehen von Lieselotte Blumenthal. Mit Anmerkungen versehen von Erich Trunz. Hamburg ⁴1961, S. 51.

sam, vorsichtig, gefühlvoll. Er macht sie auf: Schön geordnete Hundertmarkscheine: reich, Scheckkarten: Geschäftsmann. Er sortiert sehr vorsichtig sein Kleingeld. Jetzt kommt's. Er nimmt ein Fünzigpfennigstück ganz sanft und vorsichtig in seine Hand und überreicht es dem Fixer. Dieser bedankt sich artig und geht. Der Mann macht seine Brieftasche zu. Langsam, vorsichtig, gefühlvoll, versteckt er sie wieder und verschwindet.

Eine bekannte Stimme ruft Tinas Namen. Anika kommt auf sie zu und erklärt wild, warum sie zu spät gekommen ist. Macht nichts. Kurz darauf tauchen sie in der Menschenmenge unter.

Aus der heutigen Sicht betrachtet, würde ich einige sprachliche Veränderungen an dieser Geschichte vornehmen, da sie mir kindlich und nicht präzise genug erscheint, aber würde es ihre Authentizität nicht verfälschen? Ja, denn so und nicht anders habe ich vor etwa zehn Jahren gedacht, gefühlt und geschrieben. Wie würde diese Geschichte sein, wenn ich sie heute schreiben würde? Bestimmt erwachsener, aber würde ich jetzt auch das sehen, was dieser Teenager mit seinen Augen gesehen hat, so unverfälscht und ehrlich?

Aber genug, weiter geht es mit den Schuljahren. Die Oberstufe und das Problem der Leistungskurse. Nach langem Hin und Her entschied ich mich für Deutsch und Geschichte. Letzteres betrachtete ich ganz locker, es gab viele Freistunden, Süßigkeiten und endlose Geschichten aus dem Lehrerdasein. In Deutsch dagegen war nur lesen, lesen und noch mal lesen angesagt. Von Klassikern wie Goethe und Lessing bis zu Frisch und Bachmann. Wobei der letzte Autor, besser gesagt Autorin, Ingeborg Bachmann, zum Favoriten unserer Lehrerin gehörte. Und so nahmen wir diese schwere Bürde auf uns und quälten uns durch ihren ersten und einzigen Roman *Malina*. Ich erlaube mir zu behaupten, dass beim ersten Lesen dieses Buches keiner, aber wirklich keiner Gefallen an dieser komplizierten und verworrenen Geschichte gefunden hat, von Gedanken und Handeln der Ich-Erzählerin ganz zu schweigen. Doch mit viel Mühe und Geduld seitens der guten Frau W. näherten wir uns dem Roman, von dem das Gerücht sagt, dass er bekenntnishaft sei. Und mit der Zeit, muss ich zugeben, habe ich angefangen ihn zu mögen und vielleicht sogar zu verstehen. Als krönenden Abschluss dieses Leistungskurses machten wir noch eine kleine Aufführung eben zu Ingeborg Bachmann, bei der ihre Gedichte rezitiert und ihre Biografie dargeboten wurde.

Und schneller als erwartet kamen die Abiturprüfungen, die Abiturergebnisse und der Abiturball. Danach noch eine aufregende Reise auf die grüne Insel und schon war es Oktober 1999, das Universitätsleben begann.

Ein Un-Tag

Es gibt Tage, an denen man sich wünscht im Bett geblieben zu sein. Heute beglückte mich so ein Tag. Alles fing damit an, dass mir heute morgen mein Frühstück nicht bekommen ist, und mein Magen daraufhin nervös reagierte. Außerdem musste ich für meine Verhältnisse relativ früh aufstehen, nachdem ich ziemlich schlecht geschlafen hatte, weil mich irgendwelche realitätsfernen Träume gequält haben.

Weiter geht's. Den Unitag habe ich gut überstanden – eigentlich müsste ich jetzt meinen: „Hurra, der Tag ist gerettet. – Aber nein, doch nicht bei Dir.“ Wollte schnell nach Hause kommen, habe mir gedacht, nimm doch mal zur Abwechslung den Bus. Ich laufe also zur Haltestelle – noch um die Kurve und über die Straße – und dann sehe ich ihn – der Bus steht noch da – also ein letzter Endspurt – doch was ist das? – er fährt los – soll ich weiterlaufen oder nicht? – meine Füße laufen weiter – okay, dann tue ich es auch – der Bus hält – öffnet die Tür – ich versuche hineinzuspringen – stolpere und stürze vor die Füße der versammelten Fahrgäste. Wie peinlich, meine Mütze rutscht auf meine Augen hinunter, ich sehe nichts, rücke sie zurecht, sammle mich, stehe auf und setze mich auf einen freien Platz. Ach ja, ich rufe noch dem Fahrer „Danke“ zu – wie absurd - danke, dass ich in Ihren Bus hineingestürzt bin. Immer höflich bleiben, nicht wahr? Ich sitze also und merke, dass mein Schienbein höllisch brennt, ich habe offensichtlich etwas Oberhaut verloren, aber ich traue mich nicht nachzugucken und ertrage tapfer meinen Schmerz, der durch einen Ohrwurm unterstützt wird. Ich habe die ganze Zeit den Liedtext „Heute ist wieder einer der verdammten Tage, die ich kaum ertrage ...“ von den Fantastischen Vier im Kopf. Dies zieht mich ja noch mehr runter, aber was soll's, „life is life“. Ohne weitere Vorfälle gelange ich nach Hause und lasse diesen Un-Tag ausklingen.

Drei Jahre und vier Monate später

Mein siebtes Semester ist nun vorbei, es ist an der Zeit eine Bilanz zu ziehen. Wie jedes vorhergegangene Semester war dieses auch wieder viel zu kurz, nein, ich korrigiere mich, es war nicht zu kurz, sondern die Zeit – sie rast, sie rast viel zu schnell. Aber das ist nichts Neues, dieses Zeitproblem habe ich schon lange. Ich kann mich irgendwie dieser Hektik, diesem Immer-schnell-sein-Müssen nicht anpassen, ich schätze, da müsste ich in den Süden auswandern, wo

alles viel gemächlicher vor sich geht. Aber das will ich auch nicht, da müsste ich alles aufgeben. Also, was meckerst Du wieder, Du musst Dich mit dieser Zeit arrangieren, es gibt nur die eine. Zurück zum Uni-Alltag. Wie bereits erwähnt, habe ich den Milchkaffee für mich entdeckt. Ich bin ihm treu geblieben. Fast täglich stellte ich mich in die nicht endende Schlange der Milchkaffeeliebhaber im GB-Foyer an um einen vollen Becher dieser braunen, wohlriechenden, aufweckenden Flüssigkeit mit leckerer, aufgeschäumter Milch obendrauf zu ergattern. Danach huschte ich in die zahlreichen Veranstaltungen, die nach der ersten Zwei-Wochen-Selektion noch übrig geblieben sind. Dabei hörte ich manchmal Interessantes, manchmal nicht, manchmal was Lehrreiches, manchmal auch nicht. Also, im Grunde typisch Alltag. Doch am meisten bin ich stolz darauf, dass ich das Bekenntnisse-Seminar bis zum Ende durchgezogen habe. Am Anfang ergriff mich die Euphorie des Schreibendürfens, dies passierte jedoch mehr im Kopf als auf dem Papier. Denn, wie es sich kurze Zeit später herausstellte, ist das Schreiben gar nicht so einfach. Und den Vorsatz, jede zweite Woche einen neuen Text zu verfassen, habe ich schnell über Bord geworfen, denn schreiben kann man nicht auf Kommando, es ist ein Gefühl, besser gesagt, ein Bedürfnis, das langsam aufkommt und mich dazu bringt meinen Computer anzuschmeißen und die Tastatur zu bearbeiten. Heute zum Beispiel ist es zu 50 Prozent dieses Gefühl, aber zu 50 Prozent auch Pflicht, denn mir als Autor wurde eine Abgabefrist gesetzt, die sogenannte „Deadline“, und die ist schon in sechs Tagen. Also, ich muss mich ranhalten, denn ich will meine Redigiergruppe nicht enttäuschen, ich will meine zukünftigen Leser nicht enttäuschen, aber vor allem will ich mich selbst nicht enttäuschen. Doch ich denke, dass ich auf dem richtigen Weg bin dieses Experiment erfolgreich abzuschließen.

Das Dienstagsmessaessen

Wie in jedem Semester gab es einen Tag in meinem Stundenplan, den ich ausschließlich der Uni widmete. Diesmal war es der Dienstag. Ich verbrachte beinahe den ganzen Tag in unseren schmucken und freundlichen Gebäuden, denn um 10.15 Uhr begann mein Wissensmarathon und endete erst um 19.30 Uhr mit Brechts Dramen. Doch warum erwähne ich das eigentlich? Nur aus einem einzigen Grund. Ich hatte an diesem Tag, sage und schreibe, eine einzige Freistunde. Was sollte ich also machen, es war viertel vor zwölf, ich war gerade so wach geworden und mein ganzer Unitag lag praktisch noch vor mir. Zum Glück gab es da eine sehr nette Kommilitonin, die mich dazu überredete die Pause mit ihren guten Bekannten zu verbringen. Am Anfang

war ich nicht besonders begeistert, denn ich hatte nicht wirklich Lust auf neue Leute, aber andererseits hatte ich auch keine Lust alleine irgendwo rumzuhocken und mich mit irgendwelchen Hausaufgaben zu beschäftigen. Na gut, also das erste gemeinsame Treffen, lass es einfach auf Dich zukommen. Ich traf ein Mädchen und einen Jungen (wie ungewöhnlich, hihi!), sie studiert Geschichte und er Film- und Fernsehwissenschaften. Mein erster Eindruck, sie etwas still, er dagegen sehr redselig, beinah schon aufgekratzt. Doch beide fand ich auf Anhieb sehr sympathisch, und sie akzeptierten mich auch sofort. Wir beschlossen in die Mensa zu gehen. Eigentlich mag ich die Mensa nicht besonders, denn das Essen, obwohl es gelegentlich anders aussieht, schmeckt doch immer gleich. Aber da ich einen harten Tag zu meistern hatte, wollte ich es wenigstens mit vollem Magen tun, denn den Cafeteria-Salat kann man auch nicht fünf Tage in der Woche essen.

Nachdem die schwierige Wahl des Menüs also entschieden war, setzten wir uns an einen Tisch am Fenster, denn die Aussicht soll so schön sein. Ich habe sie bis heute nicht entdeckt, aber für unsere Kommilitonin, das Fräulein T., taten wir es gerne. Langsam taute auch ich etwas auf und genoss die hochphilosophischen Unterhaltungen über Gott und die Welt.

Seit diesem Dienstag im Oktober trafen wir uns beinah jede Woche zu einem Mensa-Schmaus, wobei unsere Runde durch einen zweiten Film- und Fernsehwissenschaftsstudenten erweitert wurde. Nun blühten die beiden männlichen Teilnehmer unseres Mittagstisches dermaßen auf, dass jetzt nicht nur über Gott und die Welt diskutiert wurde, sondern vor allem die Klassiker und Neuheiten der Filmgeschichte textgetreu wiedergegeben wurden. An den beiden sind wirklich zwei begnadete Schauspieler verloren gegangen. Aber vielleicht werden sie mit ihren zahlreichen Hörspielen und den Fantasy-Geschichten, die sie eifrig entwickeln, berühmt. Ich würde es ihnen wirklich gönnen. Jetzt, aus der zeitlichen Distanz betrachtet, habe ich diese Leute für immer in mein Herz geschlossen, denn sie waren das, worauf ich mich jede Woche in diesem kalten Semester gefreut hatte. Ich habe selten so viel Spaß gehabt und so viel gelacht, wie in dieser einmaligen und einzigartigen Gruppe. Ich danke Euch dafür.

Natürlich habe ich auch stinknormale und langweilige Tage erlebt. Am schlimmsten ist es immer gewesen, wenn ich morgens durch das penetrante Piepsen meines Weckers aus dem Land der Träume herausgerissen wurde und, als wenn das nicht schon schlimm genug gewesen wäre, von draußen die Regentropfen gegen mein Fenster habe aufdringlich klopfen hören. Da war die Verlockung schon sehr groß einfach im Bett zu bleiben, aber ich habe doch ein Gewissen und

kann die Professoren und die Kommilitonen nicht sich selbst überlassen. Nun folgte das altbekannte Ritual des Fertigmachens. Ich will nicht näher darauf eingehen, denn jeder von uns weiß, was damit gemeint ist. Am Bahnhof angekommen, hatte sich wie so oft herausgestellt, dass der Zug Verspätung hatte und dass ich somit wieder einmal zu spät kommen würde. Aber nach so vielen Semestern an der Uni hat man das schlechte Gewissen schon lange abgelegt. Man verpasst ja nichts. Ich ergatterte im Zug einen Platz und hätte noch etwas Schlaf im Wachzustand fortgesetzt, wenn sich nicht in meiner Nähe zwei Leute befunden hätten, die am frühen Morgen meinten das ganze Abteil mit ihrer Diskussion, verbunden mit übertriebenem Gelächter, unterhalten zu müssen. Endlich an der Uni angekommen, nach einem erfolgreichen Kampf mit dem Schirm an unserer windigen „Übergangspromenade“, stellte ich beim Betreten des Raumes fest, dass ich tatsächlich nichts verpasst hatte. Der Dozent stellte eine Palette von Fragen mit der Hoffnung eine Diskussion in Gang zu bringen, doch keiner fühlte sich so richtig angesprochen, und so blieb ihm nichts anderes übrig als einen Monolog zu halten. Der Regen ließ etwas nach, ich versuchte mir Notizen zu machen um dem Wachschlaf nicht zu verfallen, doch es ist schwer morgens präzise Stichworte zu formulieren. Wenn ich immer „morgens“ sage, meine ich „morgens“ nur für mich, denn wie Du, mein Leser, es vielleicht schon herauslesen konntest, bin ich ein schrecklicher Morgenmuffel und brauche in der Frühe halt etwas länger als andere. Deshalb fangen meine Veranstaltungen grundsätzlich nie vor zehn Uhr an. Das Seminar nahm seinen Lauf, der Zeiger meiner Uhr bewegte sich im Schneckentempo Richtung Veranstaltungsende, doch der Dozent fand kein Ende. Ist es eigentlich Rache an uns Studenten immer zu überziehen? Sind 90 Minuten nicht genug? Wissen Sie denn nicht, dass, je später man in die Cafeteria kommt, es umso weniger zu essen gibt und die Schlange bis zur nächsten Veranstaltung nie bewältigt wird? Und wie soll man da noch Kontakte mit anderen Kommilitonen pflegen? Da ist man ja praktisch gezwungen ab und zu zu bläuen, um auf dem Laufenden zu sein in Sachen Studentenleben. Ach ja, zum Glück gibt es auch Dozenten, die nicht überziehen, keine Teilnehmerlisten haben und gelegentlich kränkeln. Sie sind es, die es uns ermöglichen den Ausgleich zu finden.

Man könnte meinen, dass ich mit meiner Situation als Studentin unzufrieden bin, ich bin es aber nicht. Ich finde, dass es in Ordnung ist, sowohl die positiven als auch negativen Aspekte dieser besonderen Zeit zu zeigen, denn, ehrlich gesagt, könnte ich mir nicht vorstellen nicht zu studieren.

Der letzte Text

Heute muss ich meine Texte endgültig abschicken. Ich stehe etwas unter Druck, weiß nicht genau, worüber ich noch berichten soll. Vielleicht sollte ich auf meine studentische Zukunft vorgehen. Denn jeder Student weiß ja, dass man spontan sein muss. So ergab sich vergangene Woche die Möglichkeit für mich eine Woche lang an einer Konferenz zum Thema „Integration Polens in der EU“ teilzunehmen. Diese findet auch dort statt und zwar im Hochgebirge. Da ich bis zu meinem elften Lebensjahr in Polen gelebt habe und mich an die Berge nicht mehr so intensiv erinnern kann, weil wir in Oberschlesien (vergleichbar mit dem Ruhrgebiet) gewohnt haben, freue ich mich total auf die Natur und sehr wahrscheinlich auch auf Schnee. Ich bin ebenfalls äußerst gespannt auf die anderen Teilnehmer dieses Treffens. Neben Polen und Deutschen nehmen auch Finnen, Niederländer, Rumänen und Tschechen teil.

Wenn ich dann zurückkomme, werde ich mich um meine Zwischenprüfung kümmern und mich intensiver mit dem guten Herrn Brecht befassen. Zusätzlich muss ich noch eine Hausarbeit in Kunstgeschichte schreiben, doch leider fiel mir bis jetzt kein passendes Thema ein. Im Sommersemester wollte ich dann die zweite Hausarbeit in Linguistik schreiben. Zum Glück hat sich der Dozent ein Freisemester genommen, da werde ich nicht so unter Druck stehen. Ach ja, ich muss noch eine Klausur wiederholen, die ist wohl nicht so glücklich gelaufen. Ich habe mir gerade die letzten Zeilen noch einmal durchgelesen und muss feststellen, dass ich doch ziemlich viel zu tun habe. Aber jetzt ergreift mich die große Panik noch nicht, denn ich bin ein Mensch, der alles, aber auch wirklich alles (sogar das Aufstehen) auf den letzten Drücker macht. Ich hasse das total an mir und verspreche mir jedes Mal aufs Neue, dass beim nächsten Mal alles anders wird, aber bis jetzt hat es nicht geklappt. Siehe heute! Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf.

So stelle ich mir meine unmittelbare Zukunft vor. Ob alles so laufen wird, wie ich mir das vorstelle, weiß ich nicht, denn jeder von uns weiß, dass das Leben seine eigenen Pläne hat, die es zu verwirklichen versucht. Aber wenn diese grob mit meinen übereinstimmen, dann bin ich zufrieden.

An den Leser

So, da wären wir, lieber Leser. Dies ist vorerst unsere letzte Begegnung. Ich hoffe, dass die Erzählungen aus meinem Leben Dich nicht in Langeweile gestürzt haben und dass Du Dich viel-

leicht in der einen oder anderen Situation wiedererkannt hast. Ich hatte manchmal so vieles im Kopf, was ich schreiben wollte, aber wenn ich mich dann dazu entschlossen habe, war es auf einmal weg, und ich saß wieder vor einem leeren Blatt Papier. Ich hätte nie gedacht, dass das „Schriftsteller-sein“ so schwierig sein kann. Aber ich finde es klasse, dass ich mit dem Schreiben wieder angefangen habe, denn es macht wirklich Spaß. Es ist etwas Anderes als, zum Beispiel, Hausarbeiten zu verfassen oder ähnliches. Die Texte, die Erzählungen, das bin ich, das ist mein Leben. Ich glaube, ich habe Blut geleckt.

Also, mein treuer Leser, vielleicht werden wir uns einmal wieder treffen. Vielleicht in einem Jahr, in zehn oder auch niemals. Aber das steht nur in den Sternen.